

## **Erlesene Langeweile**

### **Schauspiel Köln, Halle Kalk: „Oblomow. Wann soll man denn leben?“**

**Inszenierung: Alvis Hermanis**

von  
H. Georg

Iwan Gontscharows „Oblomow“ ist kein Theatertext. Der 1859 erschienene Roman gehört, wie auch der spätere Roman „Die Schlucht“, unzweifelhaft zur großen russischen Literatur des 19. Jahrhunderts, die Thomas Mann einstmals „zu den Wundern der geistigen Kultur“ zählte.

Der Roman „Oblomow“ ist ein sehr komplexes und entsprechend sorgfältig konstruiertes literarisches Kunstwerk. Das Stück „Oblomow“ ist ein ins dramaturgische Korsett gezwängter Torso. Und in dem ist Oblomow zunächst ein Klischee: der lebensunfähige, dickbäuchiger Kauz, der die meiste Zeit des Tages im Bett liegt. Das Nötigste des Lebens regelt der treue Diener Sachar, der sich zu diesem Behufe schwerfällig kühmend von seinem Liegeplatz neben dem Ofen erhebt. Das lässt sich schön spielen. Gundars Abolins wälzt sich als Oblomow schwerfällig in der Bettstadt der Oblomow'schen Wohnung, Albert Kitzl schlurft mit kauzigem Akzent von rechts nach links und zurück und man fürchtet mit ihm, dass er nicht irgendwo über ein Hindernis stolpert, wie weiland Butler James... Oblomows Gegenpart ist Stolz. Martin Reinke gibt den „Deutschen“, zum Dickbauchträger aufgepolstert fast schon als Karikatur des pflichtbewusst strebenden Lebensbewältigers, der immer weiß, was nötig ist. Als Freund Oblomows versucht er konsequenterweise, diesen ins Leben zurück zu holen. Das Leben ist Olga. Der zweite Teil des Stücks konzentriert sich deshalb auf die Liebesgeschichte Oblomows mit Olga, die von Dagmar Sachse als pummelig unbedarftes Fräulein dargestellt wird. Dem in seiner Liebestollheit völlig überforderten Oblomow entgleitet schließlich dies Fräulein, das sich statt seiner mit Stolz verheiratet. Oblomow fällt erschöpft in sein Bett zurück, in dem er alsbald stirbt. Zurück bleibt der Diener Sachar und Stolz, der sich zum Schlussbild in Oblomows Bett legt.

Regisseur Alvis Hermanis erzählt eine einfache Geschichte Oblomows und verlässt sich auf die effektvoll prall zu inszenierende Kauzigkeit seines Helden. Damit opfert er die komplexe Romangestalt. Immerhin ist Oblomow ein früher Zeitgenosse von Tschechows „Kirschgartenmenschen“. Und wie diese den „Kirschgarten“ verlieren, kann man zur Zeit im Schauspielhaus in einer sehenswerten Aufführung verfolgen. Aus Langeweile, so bemerkte Tschechow einmal über die ihren Lebenssinn verlierenden russischen Gutsbesitzer, zu denen auch Oblomow gehört, tut man soviel „Unnötiges und Unsinniges“, „und das allein, weil man gerade, was nötig wäre, nicht tut.“ Oblomow tut nichts, was nötig wäre. So wird er einer von den „überflüssigen Menschen“, wie sie die russische Literatur als Typus schuf. Sie stehen außerhalb der gesellschaftlichen Notwendigkeiten. Aber genau daraus leitet sich auch ihr widerständiges Potential ab. Die „Oblomowerei“, die bewusste Asozialität des Schöngeistes, lässt sich auch als unmittelbare Anklage an die gesellschaftlichen Zustände lesen. Als das „andere Leben“ repräsentiert sie zudem eine romantische Sehnsucht nach Überwindung des strengen und seelenlosen Rationalismus, dessen Vertreter immer wissen, „was nötig“ ist. So wie der tüchtige Stolz, der auch Käufer des Kirschgartens sein könnte.

Derartige Zusammenhänge interessieren die Inszenierung indes nicht. Das im zweiten Teil immer wieder erklingende romantische Musikmotiv erweckt zwar eine Sehnsucht, aber sie gründet in einem nostalgischen Gefühl. Und in diesem schweift die Inszenierung ausgiebig. Die Oblomow'sche Wohnung lässt auf wunderliche Weise ein verstaubtes bürgerlich-biedermeierliches Idyll entstehen. Das ist wörtlich zu verstehen: sogar der Staub auf den Schränken ist Teil der naturalistischen Rekonstruktion, in der sich Oblomow geborgen fühlt. Ein Draußen gibt es nicht. Wenn Oblomow sich mit Olga im Park trifft, dann spielt diese Szene vor einem mit Landschaft bemalten Vorhang, wie ihn in den Anfangsjahren der Fotografie die Fotografen zur Illusion der weiten Welt nutzten. Die Bilder, die dabei entstehen, scheinen direkt aus einem Fotomuseum entnommen. Eine erstaunliche Perfektion.

Das ist durchaus beeindruckend und im Verbund mit der überzeugenden schauspielerischen Ensembleleistung entsteht ein gefälliger Theaterabend. Und doch setzt bald schon auch ein Gefühl der Langeweile ein. Die optischen und schauspielerischen Reize werden in ihrer Vorhersehbarkeit immer mehr zu bloßen Effekten. Und wie das so ist mit Effekten: irgendwann verpuffen sie...

Was daraus folgt? Nach dem Theaterbesuch Gontscharows Roman lesen!